

Ich hätte es mir denken können. Jetzt stehe ich hier mit einer Tasse Kaffee und meinen Tagungsunterlagen, die auf den Namen Paul Hunger ausgestellt sind. Gegenüber vom Begrüßungsbankett ist es etwas ruhiger und ich habe einen guten Überblick. Rechts von mir ist die Garderobe mit Parkplätzen für Reisetaschen und Trolleys, die es nicht mehr in die Hotels geschafft haben. Die Wintermäntel und gefütterten Jacken absorbieren die Geräuschkulisse der Ankommenden. Ich stehe mit dem Rücken zur Wand, verspüre nicht das geringste Bedürfnis nach Unterhaltung und bin froh, dass ich nicht angesprochen werde - dass mich noch keiner entdeckt hat, der mir seinen Text auspackt. Auch hier daddeln vielen an ihren Handys herum. Meine Befürchtung, dass die Fahrt im ICE von Stuttgart nach Berlin sich zu einer Kakophonie aus Klingeltönen und pubertärem Gelaber entwickelt, hatte sich nicht bestätigt. Ich konnte in Ruhe lesen und über das Konzert an Silvester und die Bitte von Juliane, sie nach Hause zu fahren, nachdenken. Anscheinend wollte sie den Spannungen zwischen Norbert und Jochen entkommen. Ich fragte nicht danach. Jedenfalls war ich angenehm überrascht über diese Bitte und fühlte mich an meine Zeit als Taxifahrer erinnert. Dort chauffierte ich öfter Frauen, die manchmal angetrunken waren und mir dann anzügliche Bemerkungen machten; die in ihren Handtaschen nach Zigaretten kramten und dann eine anzündeten. Danach fragten sie, ob sie rauchen dürften. Die meisten gingen offenbar von einem Ja aus.

Ab und zu fange ich einen kurzen Blick ein, ein neugieriges Suchen, ein blitzschnelles Scannen, keiner bleibt hier unbeobachtet. 'Es gibt keine Stelle, die dich nicht sieht', murmle ich mit einem Rilke-Seufzen in mich hinein. Auch ich tue nichts anderes: Manche Teilnehmer kenne ich vom Wegsehen, manche kommen mir bekannt vor, manche will ich gar nicht erst kennen lernen. Lasst mir meinen Platz. Lasst mir meinen Fünfmeteraum, alles andere werte ich als Torwartfoul.

Wie üblich gibt es zu Tagungsbeginn Wasser, Kaffee und Butterbrezeln - ob in Konstanz, in Frankfurt, in Jena oder in Berlin. Pädagogen begrüßen sich immer mit Brezeln. Die Fachleute stehen meist in kleinen Gruppen zusammen und reden darüber, wie wichtig ihre jeweiligen Tätigkeiten sind. Plötzlich wird es lauter, weil eine Frau mit klopfenden Absätzen ihren Trolley hinter sich herzieht und sich mit pathogener Wucht eine Bahn durch die Herumstehenden bricht. Eine Mischung aus Maschinenraumstaccato und Panzer, die über Kopfsteinpflaster rollen - mala fide? Hack, klack, hack, klack, hack, klack! Sie schießt auf die Dame an der Anmeldung zu, es ist immer noch *Ankommen*. Wozu die Eile? Festina lente! Das dachte ich auch schon im Zug von Stuttgart kommend. Dieser stand wiederholt mitten in der Pampa, anscheinend wegen Signalstörungen. Die Eilende entledigt sich ihrer Stola und steckt sich hastig das Namensschild an ihre Bluse, hoffentlich hat sie sich nicht verletzt, denke ich und ziehe mitfühlend die Luft ein. Sie wirft ein hakenartiges Zeichen auf die Anwesenheitsliste. Dann dreht sie sich um und verharrt eine Sekunde - und schießt ihren Blick wie einen Laserstrahl in das Gewimmel. Wahrscheinlich trägt sie Kontaktlinsen.

Dieser Bühnenauftritt ist gut inszeniert und hat sicher eine Fortsetzung. Da macht jemand soviel Wind und plötzlich ist Flaute. Das kann doch nicht umsonst gewesen sein. Es könnte eine Referentin sein, die nichts verpassen möchte. Vielleicht muss sie noch etwas vorbereiten. Ein Forum, einen Kurs, eine Arbeitsgruppe, einen Workshop oder gar eine Podiumsdiskussion, wer weiß. Sie trägt einen Cloche, einen topfähnlichen Damenhut mit lila Hutband und zu allem Überfluss einen schwarzen Lederrock. Ich schaue ihr auf die Waden, die aus unvorteilhaften Stiefeletten zu quellen scheinen und von einer lila Strumpfho-

se - passend zum Hutband - umhütet sind. 'Es sind die Waden einer Pädagogin, die wohl im Sportunterricht gefehlt hat und heute viel am Schreibtisch sitzt, kurz vor der Thrombose', denke ich. Umso erstaunlicher, welches Tempo sie gerade noch aufs Parkett gelegt hat! So kann man sich täuschen.

Habe ich mir übrigens angewöhnt, den Frauen auf die Waden zu schauen. Bei der Vorderansicht schaue ich den Frauen am liebsten in die Augen. Es sei denn, sie bringen ihr Namensschild auf Brusthöhe an. Das empfinde ich überhaupt nicht als Provokation, weil der geübte Blick nur das Schild fokussiert und die Umgebung komplett ausblendet. So musste ich als Mann lernen, dass aus Brüsten Namensschilder geworden sind. Aber an schön modellierten Waden kann sich der nach klassischen anthropologischen Mustern konditionierte Mann auch erfreuen. Was geht schon über gleichmäßig gewachsene, muskulöse Fesseln, die bei jedem Schritt eine amazonenhafte Eleganz hinterlassen - fesselnde Fesseln. Doch hier werde ich jäh enttäuscht. Inzwischen sind ihre Habichtaugen auf Beutesuche.

Ich überfliege das Tagungsprogramm und überlege, zu welchem Kurs diese wespenhafte Erscheinung passen könnte. *Beteiligungsformen für gewaltbereite Mädchen - Erfahrungen aus dem Projekt Wilde Hummel Berlin-Mahrzan* - das könnte es doch sein. Referentin Dr. Schulze-Schweigler. Ich stelle mir vor, wie sie - einer Domina gleich - ihre Kursteilnehmer mit Worten und einer nimmer endenden Power Point Präsentation auspeitscht und zwischendurch von Ihrer Katze, die während der Tagung von ihrer Ex versorgt wird, erzählt. So, wie diese Dame das Foyer betreten hat - ein trotziger Überraschungsangriff mit einem Schuss Anmaßung - wird der Kurs in jeder Hinsicht ein voller Erfolg! Eine Strafe für alle, die da hinwollen. Dagegen ist Claudia Roth noch eine harmlose Bahnhofsmissionsvorsteherin. Ohne Schuldgefühle wird da niemand rausgehen. Also da könnte ich fast richtig liegen. Oder beruht mein erster Erkenntnisgewinn des vielversprechenden Kongresses auf einem fatalen maskulinen Vorurteilmuster?

Inzwischen hat sie ihren Trolley geparkt und trifft auf einen kleinen, untersetzten Mann mit fliehender Stirn und Fielmann-Brille, der sie mit *Schusch* anspricht. Er hat es gerade noch geschafft, seine Kaffeetasse abzustellen. Sie hat also das erste Opfer erspäht. Ihn hat sie sich ausgesucht für die in dieser Begrüßungskultur typischen Geste der gegenseitigen Umarmung. Eine Technik, die alle können müssen im Sozialen. Es ist im Grunde eine ständige Übung, weil man seine Klienten und ihre Probleme gleichermaßen umarmt und sie somit in einen Zustand der emphatisch verklärten Unmündigkeit versetzt. Die meisten Kongressteilnehmer haben sich aber längst von der direkten pädagogischen Arbeit entfernt und sind von den Menschen in Besprechungszonen ausgewandert, in denen sie auf andere vermeintliche Experten treffen und die Außenwelt nur noch durch getöntes Fensterglas wahrnehmen. Es sind Führungskräfte, Dozenten, Leute aus der Behördenadministration, ein paar Politikerinnen, Personal aus Lehre und Forschung - überwiegend also selbsternannte Vertreter der Sozialmaschine. Diese Maschine hat viele Hebel und wenig Wirkung für die Basislager. Und es ist mir plötzlich nicht mehr klar, was eigentlich das Tagungsthema mit meiner Teilnahme zu tun hat: *Partizipation in der sozialen Arbeit*. Jedenfalls lockt es Pädagogen aus der ganzen Republik an, vor allem aus dem Osten gibt es viele Anmeldungen.

Das Tagungskarussell füllt sich immer mehr, die Menschentrauben werden größer und der Lärmpegel steigt stetig an. Einige bewegen sich bereits in den opulenten Vortragssaal. Aus

seinen großzügigen Fenstern blickt man auf die Baumkronen des Tiergartens, an denen noch ein paar vereinzelte Blätter hängen. Der Wind bleibt stumm heute. Die ersten Plätze sind bereits belegt. Ich werde durch den hinteren Türflügel den Saal betreten und mich in eine der hintersten Reihen setzen. Mit Fluchtmöglichkeit. Ontologisch betrachtet ist das Flüchtige das Wesen der Gegenwart, mit der ich mich hier auf besondere Weise zurechtfinden muss.

Nach bald 60 Jahren Demokratie kommt die pädagogische Zunft also auf die Idee, Beteiligung ihrer Schutzbefohlenen zu einem Kongressthema in der Bundeshauptstadt zu machen. Keine dreitausend Meter vom Regierungsviertel entfernt. Die Beleidigten und Beladenen dürfen jetzt also auch etwas sagen, ja sie werden dazu sogar aktiviert. Na so was! Das Tagungsziel ist es, ein Manifest zu erarbeiten, eine Art Selbsterklärung für alle Akteure in der Sozialen Arbeit, in dem die gute Absicht zur wechselseitigen Beteiligung der Schutzbefohlenen – Partizipation – in ein Thesenpapier Eingang finden soll. Jetzt erinnere ich mich auch wieder an meinen Auftrag. Ich soll aus meinen Milieustudien berichten, die ich hin und wieder bei solchen Tagungen vorstelle. Ich bin mir nach diesem ersten Tagungseindruck gar nicht so sicher, ob ich dafür heute wirklich der Richtige bin. Auch ich habe meine Platte dabei, die auf den hier herrschenden pädagogischen Jargon der Eigentlichkeit zugeschnitten ist. Es ist nicht leicht bei einer solchen Veranstaltung, sich sprachlich von Redewendungen wie z.B. *So-etwas-wie-Partizipation*, *ein-Stück-weit-Integration*, *Migrationshintergrund* oder *Ich-sag´s-mal-so-Freiheit-in-Anführungszeichen*, die im Prinzip der Mittelmäßigkeit das Wort reden, abzugrenzen. Deswegen braucht es ja solche Kongresse, damit sich die getoasteten Philanthropen ein Rezept in Gestalt einer Teilnahmebescheinigung gegen ihre Berufskrankheit ausschreiben lassen können. Und sich Gewissheit dabei verschaffen, dass auch andere diese eigentümliche Stratifikationsgrammatik beherrschen und mit denselben Narrativen ihre vorhersehbaren Gedanken versiegeln, anstatt sie zu öffnen.

Das Foyer wird immer voller, ein untrügliches Zeichen dafür, dass es bald losgehen könnte. Aber auch ein Zeichen dafür, dass der Guru, der den Hauptvortrag halten soll, noch nicht eingetroffen ist. Ich kann ihn jedenfalls nicht ausfindig machen. Dafür kommt jetzt der kleine Mann, der sich sein Namensschild bereits ans Jackett geheftet hat, auch mal zu Wort. Die Referentin Schulze-Schweigler scheint ihre erste Salve abgefeuert zu haben. Dann klingelt ihr Telefon und sie lässt den armen Kerl einfach stehen. Sie pflügt sich durch die scheckige Herde. Der kleine Mann fummelt im Übersprung an seinem Namensschild herum. Der ist auch unter seinem Namensschild begraben. Vielleicht hat er sich bei der Sirene eingetragen und wollte im Vorfeld schon mal artig sein, der gute Mann. Nun zieht er sein Smartphone aus seiner Jackentasche und streicht über den Touchscreen. Wie gut, dass es diese Dinger gibt, was täte dieser Beteiligte denn jetzt. Die lässt ihn einfach stehen. Ja, er steht da wie ein begossener Pudel und in seinen Augen spiegelt sich die Hilflosigkeit und Armseligkeit eines nicht unbeträchtlichen Teils des hier vertretenen Berufsstandes. Er ist zu nichts im Stande. Er ist im örtlichen Sinne ein Zurückgebliebener.

Ich weiß, dass diese Begegnungen hier auch Vergegnungen sein können. Es sind nicht wenige, die nur hier stehen, weil sie den Guru noch erhaschen wollen, bevor der auf die Bühne schwebt und seine wohl formulierten Botschaften auf die selbsternannten Tagungsmitglieder niederregnen lässt. Am besten ist es natürlich, neben dem Guru zu stehen, wenn gerade Schnappschüsse für den Tagungsreader geschossen werden. Distinktionsgewinn nennen das die Soziologen. Vielleicht nimmt der Kleine die Zurücksetzung auch deshalb hin,

weil unsere potenzielle Referentin den Guru kennt. Und so käme er vielleicht an ihn heran.

‘Das ist doch ziemlich vermessen, was ich da denke, oder?’ Es ist einfach so, wenn man sich nicht unterhält, denkt man wahrscheinlich. Und da denkt man vielleicht solche Sachen. Aber das ist ja gar nicht vielleicht, ich denke sie ja tatsächlich. Ich denke Sachen, oder die Sachen denken mich. Vielleicht denke ich ja nur, dass ich Sachen denke. Befinde ich mich noch im Koma? In solchen Situationen kann man vielleicht gar nicht mehr richtig denken. Es sind so viele Eindrücke, die da auf einen niederprasseln. Und wenn man mit-tendrin steht und sich unterhält, merkt man vielleicht nicht, dass es prasselt. Steht man aber etwas außerhalb, dann merkt man, dass die Dinge, die sich da abspielen, entziffert werden möchten. Aber das gelingt nicht so einfach. Jederzeit kann man überfallen werden, indem irgendeiner aus dieser Ansammlung auf dich zugeht und dich womöglich anspricht. Und dann bist du Teil der Nicht-Denker. Weil das aber glücklicherweise bisher nicht der Fall ist, dass ich angesprochen werde, greife ich Wortfetzen auf. Es überrascht mich nicht, dass über die Obdachlosen-Revolution gesprochen wird, die sich erst vor ein paar Tagen in Frankfurt ereignet hat. Die klassische Klientel der Sozialarbeit hat sich also gegen die Spielregeln der Umarmung erhoben. Ist das nicht auch eine legitime Form der Beteiligung?

Ach, jetzt weiß ich, woher ich den Herrn, der sich gerade das Wasserglas bedächtig zum Mund führt, kenne. Ich habe ihn vor ein paar Jahren mal in einer Konzeptgruppe getroffen. Ja, der darf hier natürlich nicht fehlen. Er war immer schon an Beteiligungskonzepten interessiert und postuliert diese auch in seiner Funktion als Akademiker. Einer, der immer mit Professoren zusammenarbeitet, die ihm nicht das Wasser reichen können. Es ist einer der Silberfüchse, die hier nach wissbegierigem Geflügel suchen. Wenn er mich sieht, wird er mich mit seiner charmanten Art begrüßen und mich fragen, wo ich während der Tagung meine Akzente zu setzen gedenke. Das ist eine gute Frage. Ich überlege mir eine fiktive Antwort. Dann fällt sie mir ein: Ich würde gerne mit seiner brünetten Begleiterin mit der Figur einer Volleyballspielerin, wahrscheinlich eine Masterstudentin oder so, heute Abend an der Hotelbar über den pädagogischen Eros diskutieren. ‘Was Ernstes fällt dir nicht ein!’ Wenn sich die erotische Unbefangenheit – wenn auch nur körperlich – heute in der Gestalt dieser jungen Frau zeigt, sollte man sie nicht verschmähen, denn postfeministische Alphaweibchen wie Schulze-Schweigler sind gerade dabei, die letzten Reste pädagogischer Sinnlichkeit an ihre Katzen zu verfüttern. Wahrscheinlich hat der Meister des Understatements ein stabiles platonisches Verhältnis zu der Brünetten, die ihre schwarzen langen Stiefel über die enge Jeans gezogen hat und dadurch eher wie eine Gutshofbesitzerin aus einer Abendsoap wirkt. Als sie sich nach ihrer Tasche bückt, sieht man den karminroten Streifen ihres Seidenslips – ein Mann sieht rot. Solche Szenen müssen natürlich sofort aus dem Drehbuch gestrichen werden, denn die Gender-Polizei ist überall. Das wäre doch ein schönes Photo für die Tagungsdokumentation, denke ich.

Wenn ich mich nicht täusche, ist nun der Guru eingetroffen. Ja, es ist der unverkennbare Alltagstheoretiker mit seinem Vogelneest aus Haaren auf dem Kopf. Es ist ihm nicht möglich, einfach durch das Vestibül zu gehen und sich an seinen reservierten Platz zu begeben. Die Gruppen umstellen ihn wie einen biblischen Erlöser, der die zehn Gebote der Pädagogik in die Welt bringt – es werde Licht! Sein abgetragenes Sakko steht wegen des runden Bauches seitlich ab wie bei einem Maikäfer, der die Flügel spreizt, bevor er pumpend zum

Flug ansetzt. Die wachen Augen erinnern an Rumpelstilzchen, wenn es tanzend um das Feuer springt. Schulze-Schweigler versucht sich hinterrücks anzuschleichen und sich im richtigen Moment vor ihm aufzustellen. Er ist alt geworden. Aber er hat Charisma, ja das hat er! Und er spricht schon vor der eigentlichen Rede zu seinen Jüngern, die sich ereifern, einen Satz zu sagen, auf den er womöglich antwortet. Irgendwas Kluges müsste man doch jetzt sagen können! Aber die energische Tagungsleiterin versucht den Professor gegen das unruhige Rudel abzuschirmen.

So schnell kann es gehen. Der Guru und seine Wasserträgerin bilden jetzt den Menschenmittelpunkt im mittlerweile überfüllten Foyer. Sofern es noch mentale Modelle von humanistischer Pädagogik gibt, haben sie jetzt ihr spirituelles Zentrum gefunden, das die Traditionslinien mit aktuellen Entwicklungen zu verbinden weiß. Vom Guru möchte man hören (in gewisser Weise handelt es sich also um Hörer), wie die Dinge stehen. An seiner Sichtweise, seiner Analyse möchte man sich orientieren. Was er heute Morgen sagt, auf das wird man sich nachmittags in den Diskursen stürzen. Aber nach der Tagung werden seine Gedanken schnell wieder vergessen sein, denn dann kommt der *Alltag*, die Ausrede für Pädagogen, ihre theoretischen Erkenntnisse nicht in Praxis umsetzen zu müssen.

Seine Worte richtet er jetzt an die Tagungsmanagerin, eine fleißige und engagierte Frau, der es gelungen ist, nicht nur ihn, sondern einen nicht unbeträchtlichen Querschnitt des sozialpädagogischen Wasserkopfes in der Hauptstadt der Republik zu versammeln. Deswegen ist sie auch legitimiert, in den statisch aufgeladenen Radius seines imaginären Heiligenscheins einzutreten. Sie ist die Gastgeberin und ihr Institut hat gute Verbindungen zur Politik nebenan. Ihre Wangen sind gerötet vor Aufregung und einer sich selbst uneingestanden Bedeutung, die sie an diesem wichtigen Tag erlangt. Hinter ihr steht ein schlaksiger, magenfaltiger Kerl mit grauem Zopf. Der trägt seinen Schwanz am Hinterkopf! Ich identifiziere ihn als Geschäftsführer einer erlebnispädagogischen Einrichtung, die besonders originelle Jugendliche ins Ausland vermittelt - und gescheiterten pädagogischen Existenzen eine Legitimation für süßes Leben in Südeuropa gleich mitliefert: Besserungsmaßnahmen für Jugendliche und ihre Aufpasser. Abschiebehaft für Unangepasste? Ja, ja. Der Graureiher überragt die Tagungsmanagerin und wirft Interesse heuchelnde Blicke auf den großen alten Mann der Pädagogik, der diese aber nicht erwidert.

Ich werde beobachtet und schaue in die Richtung, aus der die Blicke kommen. Einfach phantastisch, wenn du merkst, dass dich jemand ins Visier nimmt. Jetzt muss ich scharf nachdenken, das Gesicht mit dem nikotingefärbten Schnurbart kenne ich doch auch. Aber woher? Aber natürlich! Den habe ich bei der Anreise an einer Bushaltestelle getroffen und er hat eine Zigarette von mir geschnorrt. „Du rauchst *Lucky Strike*?“, fragte er. „Schau dir die Schachtel an! In der Mitte ein roter Kreis. Eine Zielscheibe. Jetzt denke dir die Buchstaben weg und du wirst feststellen, dass der schwarze Punkt fehlt. Eigentlich komisch, denn *Lucky Strike* bedeutet so viel wie *Ins Schwarze treffen* oder *Glückstreffer*. Du rauchst eine Marke ohne schwarzen Punkt. Weißt du noch, wann du dir deine erste Schachtel gezogen hast? Na, ist jetzt auch egal. Du rauchst *Lucky Strike*.“ „Du musst dir“, fuhr er fort, „wenn du ins Schwarze treffen willst, den schwarzen Punkt auf der Zielscheibe selber setzen. Selbstverständlich nur, wenn du überhaupt ins Schwarze treffen willst; wenn du ein Ziel vor Augen brauchst. Nur dann. Philosophisch gesprochen ist es eine Frage nach dem Teufel, nach dem Ziel überhaupt. Also, wenn du eine Marke ohne Zielpunkt rauchst, könnte davon ausgegangen werden, dass du ein Mensch bist, der kein Ziel benötigt oder einer,

der sich sein Ziel selbst setzt. Je nachdem. Ich kenne einen, der nimmt immer eine seiner brennenden Luckies, zielt genau auf die Mitte und brennt ein schwarzes Loch durch das Emblem in seine Schachtel – ein durch und durch existenzialistischer Vorgang, verstehst du!“ ... Ja, das war nicht gerade ungeschickt, was der da von sich gab. Und nun legt er seinen abgetragenen Trenchcoat an der völlig überladenen Garderobe ab. Ich würde dort nichts von mir ablegen, das Verwechslungsrisiko wäre mir zu groß. Denn irgendwie sind sich die Klamotten ähnlich. Ich zupfe an meiner schütterten Wildlederjacke und vergewissere mich meiner zweiten Haut.

Ich hätte jetzt gedacht, meine Bushaltestellenbekanntschaft ist einer der zahlreichen Hauptstadthungerkünstler, die sich in der Metropole auf ein spartanisches Leben eingerichtet haben, rein ökonomisch gesehen. Aber dass der hier zwischen den Tagungssophisten auftaucht, hätte ich nicht erwartet. Jedoch ist es nicht ungewöhnlich, dass sich Stadtva-gabunden in solche Veranstaltungen einschleusen und es sich mit der Vollverpflegung gut gehen lassen. Warum auch nicht? Ist ja schließlich ein Kongress der Sozialen Arbeit! Jetzt holt er sich einen Kaffee und zieht weiter Richtung Büchertisch. Dann muss ihm etwas eingefallen sein, denn er kehrt ruckartig um und verschüttet beinahe seinen Kaffee. Er hat plötzlich ein anderes Ziel. Zwei Meter neben mir macht er sich an seinem Trenchcoat zu schaffen und holt ein Brillenetui aus der Innentasche. Ich ertappe mich dabei, wie ich einen Schritt auf ihn zugehe und ihn auf unsere Begegnung ansprechen möchte. Schon zu spät. Eine Tagungsteilnehmerin kommt gerade aus der Toilette. Sie hat einen blutroten Lippenstift aufgelegt – passend zu ihrem Gesicht, das so erhitzt scheint, dass es aussieht wie ein Feuermelder. Ich höre nur: ‘Na du Streuner!’ und bin mir nicht sicher, ob sich mein Freund von der Haltestelle über diesen Lucky Strike freut. Aber die Zielstrebige drückt ihm schon ihren Lippenstempel auf seine bartschattigen Wangen, die von Elvis-Presley-Koteletten eingefasst sind.

‘Und du Hunger? Du hast noch nicht mal dein Namensschild angeheftet. Du willst gar nicht erkannt werden, eigentlich gar nicht hier sein. Du hast dir heute noch keinen Namen gemacht’, sage ich zu mir. Wer über ein Jahr aus der Alltagswelt verschwunden war, muss sich hier wie ein Fremder fühlen. Außerdem war ich noch mit der unbeschriebenen Postkarte ohne Absender, die am Dreikönigstag in meinem Briefkasten lag, beschäftigt. Sie zeigt Rodin als Wackelbild, der in Denkerpose neben einer Skulptur sitzt und selbst wirkt wie eine Skulptur; es ist eigentlich nicht klar, wer der Künstler und wer die Skulptur sein soll. Da sie ohne Text war, wünschte ich mir, dass diese Postkarte von Juliane wäre.

Jedenfalls ist das Namensschild die Hundemarke der Tagungsgäste, es ist das Wappen der geschlossenen Gesellschaft auf Zeit, die doch ständig Offenheit und Vielfalt postuliert. Das Schildchen gibt Auskunft über Stand und Amt. Es ordnet zu, klassifiziert und kategorisiert. Wer es nicht trägt, bleibt namenlos und versagt sich, ist nicht beteiligt am Beteiligungskongress, oder? Nun, der rauschende Herr von der Haltestelle scheint auch ohne heraldische Auszeichnungen bekannt und gewappnet zu sein. Er ist der einzige Kandidat, der mich hier wirklich interessiert.

„Nicht doch“, sprach Zarathustra, „du hast aus der Gefahr deinen Beruf gemacht, daran ist nichts zu verachten. Nun gehst du an deinem Beruf zugrunde: dafür will ich dich mit meinen Händen begraben.“ Sicher kein Zufall, dass mir dieser Aphorismus von Nietzsche ausgerechnet jetzt einfällt. Ich sollte nicht so viel nachdenken bei einer Veranstaltung, wo alle nett zueinander sind und sich angeregt unterhalten. Aber was heißt schon nett? Nett –

das klingt nach brav, harmlos, keine Ecken, keine Kanten, freundlich, nichts-sagend, beliebig, profillos oder einfach nur: bedeutungslos? Nette Unterhaltungen sind Unterhaltungen, die eigentlich gar nicht stattgefunden haben. Sie sind wirkungslos. Es bleibt nichts hängen. Ich müsste also netter sein. Mich mehr auf die Leute einlassen, mehr auf sie zugehen, anstatt hier den Eckensteher zu mimen. Man bezahlt dich doch hier nicht fürs Herumstehen und Zuhören! Die Arbeitszeit läuft! Du musst hier repräsentieren, du bist nicht nur ein Namensschild sondern auch ein Aushängeschild! Du hast institutionelle Verpflichtungen. Du musst Informationen sammeln wie der Pilzsammler seine Pilze sammelt. Du musst mitreden können auf dieser Akropolis des Pädagogischen, zumal das Pantheon ganz in der Nähe ist und man sich mit einem bahnbrechenden Beitrag unsterblich machen könnte. Darauf lauern besonders die Jungakademikerinnen. Bei solchen Kongressen kann man sich hervortun, seine Forschungsprojekte vorstellen und erste Aufsätze auslegen. Du musst antichambrieren, sonst wirst du nicht wahrgenommen, sonst bist du nicht dabei gewesen. Dann fällt mir ein: Mein Vortrag, der das Kongressthema in einem so genannten Panel vertiefen soll, wird sogar aufgezeichnet und kann in der Tagungsdokumentation nachgelesen werden. Ich wurde gar nicht gefragt, ob ich das möchte.

Beim letzten Kongress hat mich glatt einer gefragt, in welcher Gehaltsgruppe ich eingestuft sei. Da waren noch keine fünf Sätze zwischen uns gewechselt. Kann es sein, dass Pädagogen distanzloser sind als andere Berufsgruppen? Oder ist die Suche nach Anerkennung in diesem Berufsstand höher als in anderen, weil immer noch viele bereit sind, über die arbeitsvertraglich festgelegte Zeit hinaus eine caritative Selbstaussbeutung an den Tag zu legen? Ist es vielleicht der nicht eingehaltene gebotene Respekt vor dem Anderen, der mich hier in ontologische Menschenzweifel treibt? Ist es sonderbar, dass man erst mal ankommt und sich umschaute und nicht gleich mit Wortsalven um sich ballert?

Sicher haben manche, die hier in der Vorhalle herumstehen, über seltsame und verschlungene Wege ihr eigentliches Lebensthema zum Beruf gemacht und arbeiten es mit allen möglichen Methoden an anderen ab. Dass es so etwas in unserer Gesellschaft gibt: Manche lernen einen Beruf, mit dem sie einen geheimen therapeutischen Auftrag von sich selber übernehmen und ihn dann im Laufe der Berufsbiographie an anderen abzuarbeiten versuchen. Und es gibt dafür noch Geld jeden Monat, dafür, dass sie ihr erlittenes Leid über professionelle Umwege abarbeiten dürfen. Aber das sind doch nur Vermutungen von mir. Das wäre ja den so genannten Klienten gegenüber, Menschen, die Hilfe dringend brauchen, überhaupt nicht fair. Die denken doch, dass sie wirklich gemeint sind. Aber das wäre ja dann gar nicht so. `So etwas solltest du nicht denken. Du denkst zuviel. Du bist doch nicht hier um zu denken, du bist hier um zu reden. Du legst dein Programm oder deine Platte auf und lässt sie laufen – so wie alle hier. Die kommen her und schon wird auf *Play* gedrückt und sogar auf die Reset-Taste. Und du stehst hier und denkst über solche Sachen nach. Nicht zu fassen!`

Mittlerweile haben es der Graureiher und unsere Frau Dr. Schulze-Schweigler mit ihrer unsäglichen Penetranz tatsächlich geschafft, in den Lichtkreis des Erhabenen vorzudringen, der sich aber mit einer flehenden Geste Richtung Saal in Bewegung setzt. Und die Kongressmanagerin tut ihm offensichtlich einen großen Gefallen damit, dass sie fast gleichzeitig mit einem Glöckchen das Signal zum Einzug der Höfischen in den Ballsaal gibt.

Ja, für was stehen eigentlich diese Leute hier? Was wollen die voneinander? Was erwarten die von diesem Kongress? Dass man Menschen beibringt, wie man sich einmischt und seine Interessen am besten vertritt – das ist doch ein hehres Motiv, oder nicht? Mir kommt es so vor, als ginge es bei den Kongressteilnehmern nur um ein Thema: jeder und jede möchte hier an den Gesprächen *beteiligt* werden. Viele mischen sich ungefragt in Gespräche ein, ob es passt oder nicht. Unterhaltungen und Unterredungen – immer gibt es ein Unter und eben ein Ober. Ober sticht Unter. Einfach nur dastehen und zuhören käme einer Kapitulation gleich. Wer hat etwas zu sagen, wer weiß etwas zu erzählen? Man trifft diese und jene und alle wissen etwas. Und nebenbei schielen sie noch auf ihre Handys oder springen nach irgendeinem esoterischen Klingelton wie von der Tarantel gestochen hin und her. Nichts ist hier schlimmer als unbeteiligt zu sein. Das sind wohl die Ordensregeln hier, die ich anscheinend nicht beherrsche, denn es fällt mir schwer, mich zu beteiligen. Man muss dieser Gemeinde angehören und das hat – wenn nicht einen sektenhaften – so wenigstens einen Myside-Thinking-Charakter. Vor allem wenn das pädagogische Ethos mit rabulistischen Kunstgriffen verdreht wird.

Diese Zunft wird von ihrem Beruf überfallen. Das wäre doch eine Replik auf Nietzsche. Hat mich mein Beruf etwa auch überfallen? Und wenn es ein Überfall war, was hat er mir dann geraubt? Meine Autonomie? Meine Vielseitigkeit? Meine Kreativität? ‘Aber wie kannst du nur so darüber denken!’ Hier sind doch nur Menschen mit edlen humanistischen Motiven. Wenn ich nur mal den Herrn mit Anzug und Krawatte, der gerade sein Wasserglas en passant auf der Getränketheke abstellt, herausgreife, dann haben wir doch ein gelungenes Beispiel von Selbstlosigkeit und Edelmut. Er sieht eher aus wie ein Bankkaufmann am Kundenschalter. Haar und Bügelfalte glatt, die schwarzen Schuhe auf Hochglanz poliert. Ein Opportunist der Caritas, der sich aus dem klassischen therapeutischen Helfermilieu herausgedrechselt zu haben scheint. Je länger ich hier stehe, desto mehr spüre ich, dass ich fehl am Platz bin. Aber natürlich, solche Kongresse sind ja auch dazu da, sich rein zu waschen. Die Gespräche unter der Schirmherrschaft einer Koryphäe kommen ja schon einer Art Beichte nahe und nebenbei verteilt man noch seine Broschüren und Visitenkarten. Für Seinesgleichen ist jeder Kongress, jede Tagung eine Messe, eine Heilsveranstaltung in eigener Sache. Profil und Profilierung. Kann man es solchen Leuten verdenken? Ja, eine Messe in zweifachem Sinn, weil nicht nur Gedankenprodukte angeboten werden, sondern weil man auch an einem pädagogischen Gottesdienst teilnimmt und vom Guru die Messe gelesen bekommt.

‘Geh’ lieber rein, sonst kriegst du keinen Platz mehr’, sage ich zu mir. Und dann sehe ich, dass eine Frau an der Tafel steht und sich in eine der Listen einträgt. Sie gleicht einer ehemaligen Kommilitonin und ich zögere besser noch mit meinem Vorhaben, auf sie zuzugehen. Jetzt habe ich mich schon so in meinen Gedanken versponnen, dass ich nicht mal mehr sicher bin, ob es sich um eine Verwechslung handelt. Mir fällt plötzlich eine Petting-Szene ein. Sie sagte, dass sie nicht gleich beim ersten Mal mit einem Mann schlafe und sähe es mir an, dass ich etwas Buddhistisches an mir hätte. Da sah ich etwas völlig anderes! Sie war eine der klügsten Frauen im Hauptstudium und diese selbstbewusste Klugheit hat sie auch während unserer intimen Kaffee- und Teestunden in meiner Dachwohnung nicht abgelegt. ‘Ich bin keine Trophäe’, hat sie zu mir gesagt. Ich habe es ehrlich gesagt nicht verstanden, denn in diesem Alter kapiert ein Mann nicht, warum seine Manneskraft verschmährt wird. Außerdem war ich richtig verliebt in sie. Und nun steht ihr Double da mit einem Stift im ähnlich sinnlichen Mund und zwirbelt gedankenverloren an ihrem



roten Haar. Dann aber pinselt sie entschlossen ihren Namen auf eine der Listen. Ich werde neugierig und gehe auf die Pinnwand zu, sie hebt ihre Tasche auf, dreht sich nach links, entschwindet flink durch eine der Hamstertüren und wendet mir ihren grazilen Rücken, auf dem ich die Anekdoten aus einer früheren Zeit lesen kann, zu – und mir bleiben nur die Kurzfilme der beeindruckenden Gespräche zwischen dem Original und mir: Zu den soziologischen Betrachtungen von gesellschaftlichen Phänomenen, die wir immer angestellt haben. Diese waren aus heutiger Sicht Koitus feindlich.

Die Welt ist nicht so, wie ich sie mir erdenke. Was ich denke, denke nur ich. Man muss sein Ohr für Worte schärfen, wenn man denken will, sagte schon der gute alte Gadamer...

Während ich hier stehend denke, leert sich das Foyer zunehmend, ein paar kommen noch mit nassen Schultern die Treppen herauf und suchen einen freien Parkplatz für Gepäck und tropfende Regenschirme. Andere trinken ihren Kaffee hastig aus, weil Getränke im Saal anscheinend nicht erwünscht sind. Es liegen nur noch wenige Namenschilder herum. Ich trete an die Pinnwand heran, um mir die Teilnehmerliste meiner Arbeitsgruppe anzuschauen. Es kann ja nicht schaden, vorher mal die Namen zu lesen. Manchmal kommt es vor, dass Wichtigtuer, die man aus der Szene kennt, ihren Auftritt auf mehreren Listen gleichzeitig ankündigen. Auf diese Burschen kann ich mich dann rechtzeitig einstellen. Aber so wie es scheint, bleibe ich von narzistischen Selbstdarstellern verschont. Und doch fällt mir jetzt ein Name ins Auge: Fritz Zweifel steht auf Platz 18. Soll das ein Scherz sein?, frage ich mich und schmunzle vor mich hin.

„20 Eintragungen sind doch prima und ich bin auch dabei“, höre ich eine Männerstimme etwas gedehnt und schleppend, aber in freundlichem Ton sagen. Als ich mich umdrehe, steht ein leicht untergesetzter Zeitgenosse mit grauem Kraushaar und schwarzer Nickelbrille vor mir. Sein noch dunkler Oberlippenbart unterstreicht ein breites Grinsen und es funkeln mich dunkelgraue Wolfsaugen mit einer Mischung aus Distanz und erwartungsvoller Zielgerichtetheit an. Fritz scheint sich über meine perplexen Reaktion schelmisch zu freuen.

„Warum trägst du dich denn bei mir ein, wo es doch so viele andere interessante Dinge gibt“, frage ich, packe ihn an seinen schmalen Schultern, weil ich mich über das unerwartete Wiedersehen des verschollenen Freundes freue. Er lässt sich dann in mich hineinfallen und wir fangen beide an zu lachen. Er antwortet: „Weil ich gespannt bin, ob du in all den Jahren etwas dazu gelernt hast.“ Und nach einer kurzen Pause – die Blicke zwischen uns wechseln hin und her –, sagt er: „Ich habe dich schon eine ganze Weile beobachtet und frage mich, ob du mit deiner dystopischen Auffälligkeit überhaupt noch in den Saal gehst.“ „Und du“, frage ich, „was hast du in diesem pädagogisch kontaminierten Sperrgebiet zu suchen? Bist eines Tages einfach von der Bildfläche verschwunden und trägst dich jetzt hier in die Bunte Liste ein oder was!“ „Ich arbeite hier: Schreib- und Kopierarbeiten, Logistik, Heizung und Lüftung, bestelle die Canapés und ab und zu gebe ich denen bei der Tagungsplanung ein paar pfiffige Tipps, damit sie über ihren Tellerrand mal hinausgucken“ sagt Fritz und deutet mit der Hand auf den Bürotrakt im Nebengebäude. Diesen Satz spricht er akzentuiert, aber mit einer gewissen Schwerfälligkeit. Dabei breitet er die Hände aus wie der Papst. Sein Sakko wirkt zu groß und sein kariertes Schal scheint nachlässig um den Hals geworfen. „Bin so eine Art Hausmeister mit akademischer Vergangenheit – eine kleine Aufmerksamkeit der Agentur für Arbeit sozusagen.“ Beim *sozusagen* stottert er leicht. Fritz richtet seine Augen kurz nach unten und scheint in sich zu verharren wie die Zeit, die sich zwischen uns eingenistet hat und über die ich ihn eigentlich vergessen hatte.

Er war derjenige, der mir, als es in meiner beruflichen Laufbahn noch genügend offene Türen und Wege gab, immer zur Philosophie geraten hat. Das war auch sein Fach. Wir saßen zusammen bei Fahrenbach im Seminar über Ernst Blochs Utopie-Begriff. Als er seine Magisterarbeit abgegeben hatte, war er plötzlich verschwunden und in den Semesterferien kam eine Postkarte aus Andalusien von ihm. Und dann hatte ich nie wieder von ihm gehört. Ich wusste nur, dass er vorhatte, nach Berlin umzuziehen. Nach einer Schweigeminute sagt er passenderweise: „Jetzt bist du doch einer von denen geworden, lieber Paul. Habe ich´s mir doch gedacht! So endet der Marsch durch die Institutionen! Na wenigstens bist du nicht als halber Kretin hier gestrandet – so wie ich“. „Nein, als Ganzer“, sage ich. Und wir lachen.

Nun drängen sich ein paar größere Fragezeichen zwischen uns, Worte bleiben aus. Es ist plötzlich ruhig im Vorraum, die Türen zur Aula sind geschlossen. Kein Laut dringt zu uns nach draußen. Schweigen und Stille. Hier gibt es im Moment nichts mehr zu tun. Wir gehen zur Rückseite des Gebäudes und fahren ins Erdgeschoß. Dort gibt es einen Wintergarten, der ein Café mit Thonet-Stühlen umschließt. Fritz bestellt bei der Rothaarigen, die er duzt, zwei Cappuccino. Wir versuchen uns die Zeit seit unserer Studentenexistenz zu erzählen, was eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit ist und landen dann rasch bei seiner Dissertation mit dem Titel *Ich denke, also war ich* und verfangen uns in einer Diskussion über den Zeitbegriff bei Sartre. Es fühlt sich wie früher an und ich vergesse, dass ich eigentlich zwei Stockwerke weiter oben in der Aula sitzen und dem Guru zuhören sollte. Und irgendwann - das Café füllt sich langsam - spreche ich Fritz intuitiv auf seinen Schmiss oberhalb der linken Augenbraue an. Er betet mir seine Beeinträchtigungen herunter, insbesondere die neurologischen, die er aufgrund eines schweren Autounfalls erlitten hatte. Seine Dozententätigkeit an der TU, die er mit seiner Leidenschaft für das Taxifahren kombinierte, musste er daraufhin aufgeben. Das Taxifahren sowieso.

„Der Unfall auf der Lindauer Allee liegt auf den heutigen Tag genau zwei Jahre zurück“, sagt Fritz unvermittelt. „Und im anderen Auto war eine Familie aus München mit zwei Kindern, die Frau war wohl schwanger.“ „Das stimmt“, sage ich, „die Familie war auf Wohnungssuche und der Familienvater lag nach dem Crash fast ein Jahr im Koma mit einer schlechten Prognose. Ich denke, also wars ich.“ Fritz musste schlucken: „Dann war ich wohl der Taxifahrer, der dich fast ins Jenseits schickte“. Das konnte bis zu diesem Zeitpunkt nicht ermittelt werden. „Habe mir nach dem Unfall öfter überlegt, diese Welt zu verlassen, weil ich mich weder in Berlin noch sonst irgendwo willkommen heißen hätte. Andersherum habe ich aber keine Eile, diesen Planeten zu verlassen, solange ich keinen besseren finde“, sagt Fritz und über seine Wangenknochen legt sich eine leichte Röte der Scham. „Da kann ich dich beruhigen“, antwortete Hunger, „ich war auf einem anderen Planeten, aber da ist es auch nicht besser.“

Mai 2013